

Erste Begegnung mit Hermann Hesse

Autor(en): **Humm, R.J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 3

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ERSTE BEGEGNUNG MIT
HERMANN HESSE

Hermann Hesse hat auf andere Menschen, und auch auf Schriftsteller, die Wirkung, sie in ihrem Subjektiven anzuregen. So beginne ich denn — subjektiv genug —, indem ich mich selbst zitiere und eine Stelle abschreibe, die ich in einem Vortrag finde, den ich vor einem Verein Zürcher Schriftsteller hielt, die mich gebeten hatten, über meine literarischen Anfänge Einiges zu erzählen:

«Und das war also mein erstes gedrucktes Buch. Dieses Buch brachte mir sowohl Unangenehmes als auch Angenehmes. Das Unangenehme war nicht sehr schwer zu tragen, und seine Wirkung verflüchtigte sich rasch; hingegen erwies sich das Angenehme als eine bleibende Bereicherung. Dieses Buch trug mir nämlich die Bekanntschaft mit Hermann Hesse ein. Es war mein Freund, der Bildhauer Karl Geiser, der sie vermittelte. Schon das Buch hatte er Hermann Hesse zugestellt, und der große Dichter hatte daraufhin in der ‚National-Zeitung‘ eine recht freundliche Besprechung darüber erscheinen lassen. In jenem Winter wohnte Hermann Hesse in Zürich, am Schanzengraben, und Karl Geiser holte mich eines Tages ab und brachte mich zu ihm. Ich weiß nicht mehr im einzelnen, wie dieser Besuch verlief; ich sehe noch das große, eher unbehaglich eingerichtete Mietszimmer, und Hesse vor dem Schreibpult, und seine Frau etwas abseits, und ich erinnere mich, daß ich ihm etwas gebracht hatte, und zwar war’s eine kleine Marionette. Es ging auf Weihnachten zu, und meine Frau und ich laubsägelten und bemalten oben auf dem Adlisberg für unsere Kinder ein kleines Puppentheater; und eines dieser flachen Figürchen brachte ich Hermann Hesse, um es ihm zu zeigen, weil ich dachte, daß er Freude daran haben würde, und auch halb im Bewußtsein, daß ich eine symbolische Handlung damit vollzog. Welcher Art, das könnte ich freilich auch heute noch nicht sagen.

Als ich von Hesse gegangen war, hatte ich das Gefühl, einem Dichter begegnet zu sein, dessen Licht weit über das ganze Land reichte, und der damit ein Verhältnis auf Erden herstellte, mit dem

ich restlos zufrieden sein konnte. Es erging mir, wie es mir schon mit der Physik ergangen war: Vom frühesten Knabenalter an hätte ich immer gern gewußt, warum die Aepfel von den Bäumen fallen, und ich stellte darüber die schwierigsten Betrachtungen an. Um es zu erfahren, studierte ich Physik, und als ich es dann durch die Einsteinsche Relativitätstheorie erklärt bekam, war ich vollkommen befriedigt und verlor jedes weitere Interesse an der Physik. Und jetzt erlebte ich etwas Aehnliches mit Hermann Hesse. Er war mir ebenfalls die Erfüllung eines Wunsches, der seit der Kindheit in mir gelegen hatte. Jene komplizierten Spekulationen über das Warum des Zu-Boden-Fallens der Aepfel stellte ich als Knabe öfters an, wenn ich auf dem Strand eines italienischen Meerbades lag, wo sich dann im feuchten Sand so hübsch allerhand Figuren zeichnen ließen. Keine hundert Meter vor mir tummelte sich im Wasser der italienische Dichter Sem Benelli in Gesellschaft einiger sehr hübscher und übermütiger Mädchen. Wenn ich von meinen Grübeleien über die interessanten Aepfel oder über einen in den Wellen tanzenden Schulp wieder erwachte, schaute ich diesem Treiben zu und stellte bei mir fest, daß auf diesem Strand von allen Menschen dieser Dichter derjenige war, der mich am wenigsten störte, und dies, trotzdem er doch sehr laut und ausgelassen war. Es war keine Spur von Aufdringlichkeit an ihm; er war in sein Vergnügen mit seiner Barke und seinen Mädchen vertieft wie ein spielendes Kind. Das ist ein Dichter, sagte ich mir; wie froh ist doch sein Wesen, wie hübsch ist er gebaut und wie lustig und frei und gescheit sind doch diese Mädchen, und wie vergnügt geht er nach seinem Bad in seine Dichterklausur hinauf und speist zu Mittag; und abends zündet er zwei Kerzen an und schreibt wirkliche Verse. Und von diesem erhellten Fenster aus, dort oben auf dem Hügel, das wir von unseren Fenstern aus jede Nacht sehen, geht dann ein geheimes Wirken aus, das sich über die ganze Landschaft verbreitet und das sogar auf meinen Vater und meine Mutter Eindruck zu machen scheint. Solch einen Dichter möchte ich gern einmal kennenlernen.

Und nun war ich einem jetzt begegnet; das erhellte Fenster, drüben auf dem andern Hügel, hatte sich wieder angezündet, und es war in der Gegend um mich ein Zauber wie damals, als ich einige Sommer im Schutz dieses Sem Benellis verbracht hatte. Und es war mir vollkommen des Zaubers genug...»

Diese Geschichte erzählte ich damals meinen Kollegen, um das Phänomen zu erläutern, das sich bei mir einstellte, sooft ich mir wieder bewußt wurde, mich wie ein «Schriftsteller» zu benehmen; gleich zog mich eine eigentümliche Gravitation in jene dunklen

Gefilde hinunter, wo man zwar schreibt, aber nicht als ein «Schriftsteller». Etwas ganz Kurioses also, das vermutlich die Schule auf meine Seele geladen hatte, als sie mir die Vorstellung gegeben, eigentliche Schriftsteller seien mit dem Merkmal der Verstorbenheit behaftet und hätten viele Denkmäler und Straßen, die nach ihnen genannt wurden.

Als ich dann Hermann Hesse begegnete, der für mich der erste war, der selig wie ein Sepiaknochen auf jenen Wellen schwamm, die in der Ferne Dante, Petrarca, Ariosto trugen, und dies mit vollkommener Selbstverständlichkeit, an einem mir zugänglichen Ufer, jenem des Lebens nämlich, war ich eine Zeitlang benommen. Zwar wußte ich wohl, daß es noch andere lebende Schriftsteller gab — ich hatte viele von ihnen gelesen, aber sie lagen für mich alle in einem fernen Elysium. Dieser da, also Hermann Hesse, war «greifbar» geworden. Und ich gebrauche die Worte «dieser da» ganz absichtlich, weil sie eben jene Familiarität ausdrücken, die mich so staunen machte. Die Familiarität des «unter uns» Hausens, Lebens und Wirkens.

Ich kannte damals einige Bücher von Hermann Hesse. Insbesondere hatte «Demian», den ich einige Jahre zuvor gelesen, einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht. Das Dichterische daran, vor allem die Problemstellung, die so recht gemacht ist, junge Leute bis in den Grund aufzuwühlen. Ich hatte das Buch in der Eisenbahn gelesen, als ich wieder einmal durch den Gotthard nach Italien fuhr. Ich war allein in meinem Coupé, und in jenem Identifikationstaumel, den Hesses Bücher oft ihren Lesern vermitteln, fuhr ich und kreiste ich in meinem Abteil durch die Berge, von jeglicher Schwerkraft befreit, als ob ich ein eingesperrter Adler wäre, und wenn ich das Buch hinlegte und in die Höhe staunte, glaubte ich wahrhaftig ein leuchtendes Zeichen auf der Stirne zu haben. Demians Zeichen! Ich kann nicht sicher verbürgen, daß ich das Buch richtig verstanden habe: ich erinnere mich auch, daß ich später, auf der Strecke von Mailand nach Venedig, den unglücklichen Passagier, der es gewagt hatte, in mein Abteil zu treten und der sich unbeteiligt in der andern Ecke hielt, in der Diagonale mit Demianschen Blicken sehr hoheitsvoll von mir weg betrachtete; Blicken, die es wahrscheinlich bewirkt haben, daß er mich ein wenig für verrückt hielt. Ich war noch sehr jung und ein sehr naiver Leser, der wurde, was er las. Was ich im einzelnen dachte, habe ich vergessen; wie ich mir vorkam, davon weiß ich, daß es ungeheuer war.

Und nun hatte ich also den Verursacher dieses Diluviums kennengelernt, einen «Schriftsteller», der nicht jenseits der Meere wohnte,

den man besuchen konnte, der eine Adresse hatte, der sogar selber seine Briefmarken auf seine Briefe klebte und der sich in seiner eher ungemütlichen, provisorischen Behausung ganz normal mit mir unterhielt, ich will sagen: mich gar nicht demianisch-dämonisch maß, sondern heiter plauderte und der sogar ein bißchen schwöbelte und ein baseldytsch gefärbtes Schweizerdeutsch sprach.

Ich war davon so benommen, daß ich darüber ein Skizze schrieb, in der ich mich als einen darstellte, von dem die eine Hälfte «draußen» geblieben war. Und das war vermutlich der Teil, der sich an dieser Verwandlung eines Mythos in eine Wirklichkeit nicht so recht beteiligen wollte.

Uebrigens fällt mir eben jetzt ein, daß eine gewisse Mystifizierung von Hesse selbst gewollt war. «Demian» war nicht nur das erste Buch, das ich von ihm las, sondern auch das von ihm, von dem ich zunächst gar nicht wußte, daß es des bekannten Dichters Hesse sei; denn ich las es noch in der ersten Auflage, die Hesse bekanntlich unter dem Pseudonym Emil Sinclair herausgegeben hat. So war mein Sturz vom Dichter Sinclair in die empirische Realität jener Begegnung viel tiefer. Hat Hesse selbst das so gewollt: trotz des dämpfenden, warnenden «Emil» (der Name machte ja alle Träger, die ich kenne, unglücklich), als ein Magier aus Elysium zu wirken, so hat er bei dem jungen Menschen, der ich war, seine Absicht jedenfalls erreicht. Der eine Teil blieb immer am Emil Sinclair hängen.

Diesen stellte ich mir als einen Seefahrer vor, als einen Sindbad oder Tristan. Vielleicht auch darum, weil mir Hesses Indienbuch damals sehr gegenwärtig war. Darum aber vor allem, weil der erste Dichter, den ich leibhaftig gesehen, in der Brandung des Meeres gestanden hatte, wo er sich auf den Bord einer Barke stemmte und in diese dann hineinsprang (so sehe ich ihn immer). Dann wurde Hesse ganz Festländer, zündete Feuer in seinem Garten an und schrieb über geheime Dinge, die in Klöstern vor sich gehen, und sein letzter Held ertrinkt in einem Gebirgssee. Und sein Glasperlen-spiel erklingt einsam auf dem mitteleuropäischen Plateau, weit weg vom Meer . . . Liebt Hesse das Meer nicht? Nicht mehr?

Ich glaubte, durch die Erzählung der Wirkung eines seiner Bücher auf einen damals noch jungen Menschen unserem verehrten Meister an seinem 75. Geburtstag eine kleine Erheiterung bereiten zu können. Daß aber in den Labyrinthen meiner privaten Erinnerung seine Figur sich einem Spiel zwischen einem in den Wellen tanzenden Schulp und einem in seine Schaluppe steigenden Sem Benelli anfügt, wird er als eine der Seltsamkeiten des Andersseins sicher gelassen hinnehmen.